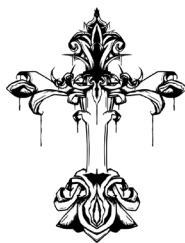




PROLOG







Andra

1883, Preußen

Der Winter war kalt und er legte sich zäh in das Innere der Kutsche, in der die verstummte Familie Platz genommen hatte. Oder zumindest jene der Familie, die in dieser Welt übriggeblieben waren. Mutter und Sohn saßen sich gegenüber und beide blickten hinaus aus dem Fenster, hinaus in eine fremde Welt, die nicht die ihre war und dennoch zu der ihren werden musste.

Eine solch karge Winterlandschaft zog an ihnen vorbei; kahle Bäume, Schnee auf den mannshohen Büschen und glitzerndes Eis auf all den kleinen Blüten, die längst versucht hatten, sich dem Frühling hinzugeben und dennoch nur vergeblich warteten.

Doch je näher sie ihrem Ziel kamen, desto deutlicher kroch der Frühling am Wegesrand hervor und verfärbte das Weiß in tausende Farben.

»Lucius?« Der junge Mann sah nicht auf, blickte nur nach draußen und so konnte seine Mutter zwar sein Profil, nicht aber den Ausdruck seiner braunen Augen erkennen. Die blonden Locken hingen ihm in die Stirn, verdeckten seinen Blick hinaus in die Fremde, vermachten ihm eine Schönheit, für die er doch noch immer zu sensibel war.

Vielleicht würde er in sie hineinwachsen, in diese Schönheit, vielleicht würde sie ihn von innen erfüllen und vollenden.

Denn er war ihr schönster Junge, die Dunkelheit seines Vaters fand sich auch in seinen Zügen wieder, nur haftete an ihnen noch jene Naivität und jene Freiheit, die sie selbst so sehr an sich vermisste.

»Die Familie Rosendorn hat eine Tochter.«

»Das weiß ich.« Seine Stimme war tief, seine Lippen bewegten sich nur leicht, er sah noch immer nicht auf. Als könne er dort draußen etwas erkennen, das ihren Augen verborgen blieb. Sie folgte seinem Blick und sah nur das Weiß, durchbrochen von wenigem Grün und dunklem Dreck. Karg, kahl, manchmal ein Glitzern, doch dort draußen kauerte nur die Trauer.

»Ihr Name ist Andra. Sie ist vierzehn Jahre alt. Ihr Vater sagt, dass sie ein nettes Mädchen sei. Und sie ist hübsch.«

»Ich werde sie nicht heiraten.«

»Nein, nein. Natürlich nicht.«

Es waren nur diese wenigen Worte, doch sie waren die letzten für so grausam lange Zeit.

Sie sprachen nicht mehr an diesem dunklen Märztag. Sie blickten hinaus und warteten darauf, dass die schwarzen Pferde ihr Ziel erreichten und sie aus diesem dunklen Gefährt aussteigen konnten. Mutter und Sohn hatten nie um die Zeit gebeten, die die Reise ihnen auferlegt hatte. Es glich einer Hölle, dort im Inneren der Kutsche, abgeschottet vom Rest der Welt. Eingepfercht, zu zweit und sie hingen Erinnerungen nach, zu vielen Erinnerungen und zu dunklen Gedanken.

Die Pferde hielten in ihrem Trab inne, verfielen in einen langsamen Schritt. Das Schnauben erreichte Lucius dort hinten in der Kutsche und ließ ihn aufhorchen. Er blickte zu seiner Mutter, nur für einen Sekundenbruchteil berührte ihr Blick den seinen.

Die Herrin Goldblatt nickte mit einem zaghaften Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte. Nur ein Nicken, mehr nicht. Keinerlei Zuneigung, keinerlei Sympathie. Sie war so kalt, kalt wie all das Eis dort draußen in dieser fremden Welt.

»Wir sind da!« Der Kutscher schlug dreimal auf das Dach, bevor er abstieg und die Tür zu Lucius' Rechten öffnete. Das Alter hatte den Mann gezeichnet und nur die Loyalität der Familie hatte ihm die Stelle seiner Arbeit gesichert. Er lebte in dem Dorf, nicht weit von ihrem Anwesen entfernt und er kümmerte sich weitaus liebevoller um die Pferde als um seine eigenen drei Töchter.

»Herrin.« Er reichte Karolina Goldblatt die Hand und geleitete sie die drei Stufen hinab auf den matschigen Boden.

Lucius' Mutter war eine ansehnliche Frau, doch der vergangene Krieg hatte ihren Blick gehärtet. Ihr blondes Haar war zu einem

strengen Dutt nach oben gebunden und er verlieh ihrem Gesicht eine dunkle, allgegenwärtige Stärke.

»Das Wetter ist sehr gut, Herrin.« Ihr Blick schweifte an dem alten Kutscher vorbei und verfiel sich in der breiten Allee, die zu steil für die Pferde war. Dunkle Tannen schoben sich an den Seiten in die Lüfte und tranken sie mit einem Geschmack nach Winter und falscher Hoffnung.

»Natürlich, Albrecht. Ich danke dir.«

Sie lächelte nicht, sie begann mit ihrem Marsch nach oben und wartete nicht auf ihren Sohn.

Er stieg nur einige Momente nach ihr aus der Kutsche, doch er genoss den Anblick für weit mehr als wenige Sekunden. Er konnte das Herrenhaus der Familie Rosendorn bereits am Ende der Allee erkennen und es war weitaus größer als in seinen Vorstellungen. Das schlossähnliche Gebäude thronte an seinem Platz und es war bedeckt von vielerlei menschenähnlichen Statuen in seinen Nischen. Selbst aus der Ferne konnte Lucius die vielen Leiber erkennen, die sich nackt aus dem Stein erhoben und ihre Blicke über die Unendlichkeit schweifen ließen.

Er zählte weit mehr als dreißig Fenster und mehrere Balkone, die hinab zeigten auf den großzügigen Brunnen. In seiner Mitte hatten sich drei Männer und drei Frauen ineinander verkeilt und aus ihren Augen lief das Wasser wie durchscheinende Tränen.

»Wunderschön, nicht wahr?« Lucius reagierte auf Albrechts Worte nicht, stumm folgte er seiner Mutter und holte sie bald ein. Zwei Schemen, die nebeneinander liefen, und voneinander doch so weit weg waren.

»Weiß die Familie von unserem Besuch?«

»Natürlich wissen sie es.«

»Sie haben keine Bediensteten geschickt.«

»Nein, sie werden uns nicht freundlich entgegnetreten, Lucius. Das zumindest sollte dir dein Vater beigebracht haben.« Ihr Blick war scharf und eisern, ihre Lippen fest aufeinandergepresst. »Sie werden uns Zimmer geben, aber keinerlei Gastfreundschaft.«

Wut zeichnete ihr feines Gesicht, doch Lucius zähmte sie nicht. Die Bindung zu seiner Mutter war nie stark gewesen. Vielmehr ein Zusammenleben in der eigens erschaffenen Hölle.

Trotz aller Zweifel begrüßte die Familie Rosendorn die beiden Ankömmlinge und erwartete sie vor der geöffneten, metallenen Tür. Sie war in Gold gehalten und sie reflektierte das Bild der Eheleute.

Nebeneinander standen sie auf der Türschwelle, die Hände vor ihren Körpern verschränkt, die Blicke geradeaus gerichtet. Lucius erkannte sie erst, als er an dem breiten Brunnen vorbei trat und den Eingangsbereich erblickte.

Die beiden, Karoline und Friedrich Rosendorn, bewegten sich nicht. Sie verschmolzen mit ihrem Anwesen, wie es die Statuen an seiner Fassade taten. Nur das Blinzeln ihrer starren Augen und das Atmen ihrer Lungen zeigte das Leben in ihren Leibern.

»Karoline. Friedrich.« Karolina Goldblatt begrüßte die beiden mit der Maske, die sie in den vergangenen fünfunddreißig Jahren gelernt hatte, in Perfektion zu beherrschen. Sie lächelte mit ihren rot getuschten Lippen und ihre braunen Augen zeugten von der künstlichen Freude ihrer Seele. Sie reichte den Eheleuten ihre Hand und verweilte nur einen Deut länger bei ihrer Namensvetterin. Die beiden sahen sich ähnlich, trotz des unterschiedlichen Blutes in ihren Adern. Karolina Goldblatt und Karoline Rosendorn kannten sich zu gut und ihre Vergangenheit hatte das Treffen an diesem kühlen März morgen ermöglicht. Lucius hatte nie verstanden, was die beiden Frauen verband. Ob es nur ihr Name war, oder aber so viel mehr.

Karoline Rosendorn war wie seine Mutter eine stolze Frau. Doch ihr hellblauer Blick wirkte gebrochen in dem seichten Licht der Abenddämmerung. Als hafte ein Schatten in ihm, der sehr viel mehr ihrer Seele einnahm als angenommen.

»Das«, die Herrin Goldblatt wies auf Lucius, »ist mein Sohn. Ich bin sehr froh, ihn euch endlich vorzustellen.« Sie griff mit ihrem künstlichen Lächeln nach der Hand ihres Sohnes und zog ihn an sich vorbei. Ihre Haut war so kalt, der Druck so falsch.

Lucius lächelte, so wie seine Mutter es tat.

»Es ist mir eine Ehre, dich kennenzulernen, Lucius.«

»Unsere Tochter wird dich erwarten«, Karoline Rosendorn lächelte zaghaft, als Lucius ihre Hand ergriff. »Sie muss fünf Jahre jünger sein, nicht wahr?« Lucius nickte, bevor er sich ihrem Ehegatten zuwandte.

»Es ist mir eine Ehre.«

»Natürlich, Lucius. Es freut mich, dich kennenzulernen. Folgt mir doch bitte in mein Haus. Es ist kalt hier draußen.«

Von innen wirkte das Gebäude tausendmal gewaltiger, prunkvoller, ausladender als von außen. Es waren die hohen Wände, die gläsernen Statuen, die Helligkeit der seichten Sonnenstrahlen, die Lucius' Sicht

innahmen. Und es waren die unendlichen Blumen, überall – und für diese Jahreszeit so untypisch. Es schien fast, als sprössen sie aus dem weißen Marmor; ihre Blüten waren hell und weich und sie lagen verstreut auf den Stufen und in den vielen kleinen Nischen an den Wänden. Sie lagen auf den Körpern der Statuen und sie bedeckten die Gesichter der nachgeahmten Menschen.

Der Eingangsbereich der Familie Rosendorn wirkte durch unzählige Spiegel an den Wänden endlos; endlos hell, endlos hoch. Zwei Treppen führten in perfekter Symmetrie zueinander in die erste Etage. Zwischen ihnen schob sich ein weiterer Gang entlang, er verband Garten mit dem Inneren des Hauses. Lucius konnte ihn durch die vielen, bodentiefen Fenster sehen. Sie waren teils geöffnet, die Vorhänge bauschten auf wie tanzende Geister und kalte Winterluft strömte hinein.

Er sah das Mädchen bereits jetzt.

Sie hockte auf der Terrasse, hatte die Beine eng an ihren Körper gezogen und ihre Arme um sie geschlungen. Ihr braungoldenes Haar ergoss sich in Wellen über ihren nackten Rücken und endete erst an ihren Hüften. Er sah ihr Gesicht nicht. Aber er schmeckte jetzt bereits die Aura, die von ihr ausströmte und die Dunkelheit, von der so viele ihm bereits berichtet hatten.

Andra Rosendorn.

Sie schmeckte nach Tod.

»Für dieses Blumenmeer«, murmelte ihre Mutter mit leiser, aber doch so fester Stimme, »ist Andra verantwortlich. Wir haben schon oft mit ihr gesprochen, glaubt mir.« Das Lächeln auf ihren Lippen wirkte fahl und gefasst. Die Worte einstudiert, als wären vor Lucius und Karolina Goldblatt bereits viele andere Besucher gekommen, die diese Szenerie auch hatten betrachten können.

»Sie wird sich gleich vorstellen, noch einen Moment.« Diese Familie irritierte Lucius zutiefst. Es waren die Worte, die von ihren Lippen wichen und die Taten, die sich mit ihnen verbanden.

Tatsächlich bewegte sich Andra Rosendorn dort draußen in der Kälte, als habe sie die Stimme ihrer Mutter selbst aus dieser Ferne vernommen. Sie wandte sich ihren Gästen zu und in wenigen Schritten war sie bei ihnen.

Mit all ihrer Pracht.

Dort haftete etwas in dem Blick ihrer grünen Augen, das sie älter machte, als sie war. Eine dunkle Eleganz in ihrem Antlitz, als hätte sich

etwas in ihre Seele gefressen, das Fremde bedeutete, in dieser Welt und in jeder anderen. Dort war ein kupferner Schimmer, direkt in ihrer Iris. Nur ein kleiner Partikel, nur eine Illusion, aber Lucius sah sie dennoch. Andra wirkte nicht, als hätte sie erst vierzehn Winter erlebt, sie wirkte älter, reifer. Sie bewegte sich mit einer Sicherheit, die junge Mädchen wie sie nicht kennen durften.

»Andra Rosendorn.« Ihre Haut war kalt und dennoch entfachte sie dunkle, heiße Schauer auf seinem Rücken und in seinem Herzen.

»Lucius Goldblatt.«

»Es ist mir eine Ehre, Lucius Goldblatt. Ich habe schon viel von Ihnen gehört. Und von Ihrem Vater. Er soll ein großer Krieger gewesen sein, an vorderster Front hat er für unser Land gekämpft und es zum Sieg geführt.« Die Worte waren auswendig gelernt und sie sprach sie mit gekonnt erregter Betonung. Das Lächeln auf ihren Lippen wirkte herzlich und einladend, doch es erreichte ihre Augen nicht. Traurig waren sie, ihre Augen, und Lucius Goldblatt suchte in ihnen nach dem Kind, auf das er hätte treffen sollen.

Er fand es nicht.

Vielleicht war es so tot wie seine Seele.

»Er ist vor zwei Jahren an einem Herzinfarkt gestorben. Er hat zu viel getrunken.« Lucius erwiderte Andras Lächeln, bevor er seine Hand zurückzog und seine Aufmerksamkeit der Frau des Hauses schenkte.

»Ich entschuldige mich für meine Tochter.«

»Das musst du nicht, Karoline. Mein Ehegatte war ein Monster.« Dieses Lachen auf Karolina Goldblatts Lippen wirkte so falsch.

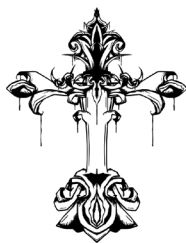
»Natürlich, Karolina. Ich erinnere mich nur zu genau an ihn. Auf einen Kaffee im Salon?« Karoline Rosendorn lachte, mit ausschweifender Geste wies sie auf eine Tür, die ins Innere des Hauses führte. »Meine Tochter wird Lucius in dieser Zeit das Anwesen zeigen, nicht wahr, Andra?« Doch sie hatte sich Andra nicht zugewandt, geleitete Karolina Goldblatt längst in besagten Salon und wechselte das Thema.

Die beiden Kinder, wenn es denn Kinder waren, verblieben ganz allein in der leeren Eingangshalle, nebeneinander, ihren Eltern hinterher blickend und dennoch mit hellem Amüsement in ihren Herzen.

»Sie wollen, dass Sie sich in mich verlieben, Lucius«, sagte Andra leise und dann lachte sie. Sie war so unverhohlen, so offen, so frei, sagte, was ihr auf der Zunge lag und vielleicht faszinierte sie ihn aus diesem Grund. »Nun gut, wollen wir unsere Mütter doch zufriedenstellen.«

Sie streckte ihre rechte Hand nach ihm aus, hakte sich bei ihm unter und dann führte sie ihn über das Anwesen.

Dann führte sie ihn in ihre fremde Welt.



Lucius

Es war so kalt, dass ihr Atem in der Luft gefror. Er blickte hinauf in die Unendlichkeit neben ihr, und er sah die Wolken dort oben am Himmel. Und an jedem Riss in ihren weißen Gebilden schoben sich Sterne empor und suchten mit ihren hellen Strahlen nach Lucius' einfachem Blick.

Sie hatte ihm alles gezeigt, das Gestüt, in dem ihre Mutter weiße Pferde züchtete; den Friedhof ihrer Ahnen, den kleinen Wald, in dem sich, so behauptete sie, Feen versteckten, die nur im Sommer hinaus in die Wirklichkeit traten und ihren wundersamen Tanz vollführten. Sie waren wieder zurückgekehrt, durch das Haus gelaufen. Sie hatte ihm ihr Gemach gezeigt, auch wenn sich das nicht schickte. Und sie hatte ihn darauf hingewiesen, dass sie Blumen so sehr liebte, dass sie ihre Blüten überall im Haus verstreute.

»Denn wenn man all die Rosen und Lilien und Veilchen im Haus verteilt, Lucius, dann ist es für fremde Welten leichter, sich zu offenbaren.«

Und dann, einfach so, hatte sie nach seiner Hand gegriffen, war gerannt und hatte erst innegehalten, als sie alle Treppenstufen, die es in diesem Haus gab, hinter sich gelassen hatten.

Jetzt lag der junge Mann neben dem Mädchen dort auf dem Dach, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände auf der Brust gefaltet, als würde er beten, und die Augen leicht geöffnet. »Das ist wunderschön, Andra«, murmelte er mit leiser, so rauer Stimme. Sie antwortete ihm nicht, atmete neben ihm und das Heben ihrer Brust war ihre einzige Bewegung.

»Darf ich dich etwas fragen?« Andra drehte sich in seine Richtung

und stützte ihr Kinn auf ihrem Handrücken ab. Ihre Augen waren so wunderschön, zu schön für diese Welt. Beide so jadegrün, nur in ihrem linken Auge hatte sich dieser kupferne Fleck weiter ausgebreitet.

Stille umwog die beiden. Wundervoll leise Stille, sie wartete auf seine Reaktion. Doch er sah sie nur an, in seinen Augen eine Lieblichkeit versteckt.

»Wie ist es, Brüder zu haben?« Die Frage kam unvermittelt, diese Frage wirkte fast fremd, denn noch hatte Lucius nicht genickt, noch hatte er ihr nicht erlaubt, diese wundersame Frage zu stellen.

»Es ist ... manchmal schwierig«, sagte er wahrheitsgemäß und suchte in ihrem zu schönen Blick nach einem Grund für ihre Neugier. Denn diese Worte glitten so plötzlich, so fremd von ihren Lippen. Sie stiegen in der Luft um sie herum auf und entfachten ein ganz fremdes Gefühl.

»Wie viele Brüder hast du?«

»Zwei.«

»Wie heißen sie?«

»Severin und Severus. Zwillinge. Zwei ältere Brüder habe ich, Andra. Zwei ältere Brüder.« Ein Lächeln glitt auf ihre Lippen, dann lehnte sie ihren Kopf zur Seite, betrachtete ihn noch immer mit unverhohlener Neugier.

Sie schob sich wieder neben ihn, legte sich so, dass ihre Augen hinauf in den Sternenhimmel blickten.

»Ich habe auch einen Bruder, aber so wirklich kenne ich ihn nicht. Ich weiß nicht, wie er ist. Ich weiß nicht, wo er ist.«

Lucius wandte sich ihr zu, seine braunen Augen verfangen sich in ihrem Anblick. In den weißen Flocken auf ihren dunklen Haaren und dem Rot ihrer Lippen. Ihre Brüste drückten sich gegen den dünnen Stoff ihres schwarzen Kleides, ihre Hände lagen nur wenige Zentimeter oberhalb ihres Bauchnabels und bewegten sich im Takt der Melodie ihrer Seele.

»Ich hoffe manchmal, dass ich ihn in meiner Zukunft treffen werde, Lucius. Ich wünsche es mir so sehr.« So leise sprach sie mit ihm, dass ihre Worte nur ein leises Rauschen waren. Sie waren so weich wie die Wolken am Himmel und so wundervoll sanft wie ihre Lippen schmecken mussten.

»Lucius?«

»Ja, Andra?«

»Denkst du manchmal an die Zukunft? Was ist, wenn wir älter

sind? Was in zehn Jahren passiert, in zwanzig, dreißig, vierzig?« Erst verstand er nicht, was sie meinte. Worüber sie sprach, wieso sich ihre Gedanken um eine Welt drehten, die noch so weit fort war, dass doch selbst sie sie nicht würde greifen können.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Vielleicht werde ich in einem Krieg dienen, wie mein Vater es getan hat. Vielleicht ... ich weiß es nicht, Andra. Ich weiß es nicht. Doch der Kupfergott wird uns den richtigen Weg weisen, Andra. Er wird uns den richtigen Weg weisen.«

Ein leises Lachen glitt von ihren Lippen, klar und hell, als das Wort Kupfergott aus seiner Kehle wich. Sie lag noch immer neben ihm, starrte noch immer hinauf in den Himmel, streckte nun ihre rechte Hand nach oben, als könne sie die Wolken berühren, als kämen sie zu ihr hinab. Doch sie waren so weit fort.

»Der Kupfergott«, flüsterte sie leise und ihre Stimme war vor Erregung so rau, »beherrscht die Zeit, wusstest du das, Lucius?« Bewegen konnte er sich nicht. Das, was sie sagte, ließ in seinem Inneren etwas zerfließen, von dem er nicht geglaubt hatte, es besessen zu haben. »Er sagt, dass er die Zeit beherrscht und die Zukunft ganz grausam für uns wird, Lucius. Ganz grausam.«

Stille.

Mehr nicht.

Und Lucius' Augen blinzelten, wieder und wieder, als versuche er zu verstehen, was das alles war.

»Meine Mutter meinte, dass wir einander heiraten werden, Andra. Wie soll unsere Zukunft dann grausam werden? Wie soll sie es?«

Wieder lachte sie. Wieder lachte sie mit dieser glockenklaren Stimme.

»Ich werde dich nicht heiraten«, flüsterte sie. »Aber ich sammle die Samen fremder Männer, Lucius«, unterbrach sie ihn und ihre Stimme ließ die seine verenden. Er glaubte, für den Bruchteil einer Sekunde keine Luft mehr zu bekommen, und ihr grüner Blick verfiel sich in dem seinen.

In ihren Augen hafteten diese junge Unschuld und diese wissende Eleganz. Sie war noch ein Kind, doch sie sehnte sich so sehr nach dem Erwachsensein.

»Ich sammle die Samen fremder Männer, Lucius. Und du«, sie hatte längst damit begonnen, ihn zu duzen, »bist ein fremder Mann. Ich schmecke es in deiner Aura.«

Ihre Stimme war so schrecklich ruhig und ihre Worte so bestimmt.

Er konnte sich ihr nicht entziehen, nicht dem Wissen in ihrer jungen, kindlichen Stimme.

Sie lehnte sich zur Seite, stützte sich auf ihrem rechten Arm ab und beugte sich zu ihm hinunter. Ihre Lippen schmeckten nach der Unendlichkeit. Nach den weißen Wolken dort oben am Himmel und dem Licht der Sterne.

»Andra. Das ist falsch.« Er wollte sie von sich stoßen, doch er konnte nicht. Sie fesselte ihn mit all seinen Sinnen, sie hielt ihn in seiner Hand, sie beherrschte diesen jungen Mann.

»Nein, Lucius. Es ist richtig.« Sie lächelte und dieses Lächeln löste jegliche Moral seiner Seele.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes, des Geistes, des Teufels«, flüsterte sie leise.

»Amen«, erwiderte er, natürlich; fast als sei dieser Akt unter den Augen ihres Gottes gewollt. Er war es auch, nur wussten die beiden es in diesem Jahr noch nicht.

Er packte sie, zog sie auf seinen Schoß und bedeckte ihre kalte Haut mit seinen warmen Küssen. Ihre Haut schmeckte nach dem Schnee, nach diesen weißen Wolken.

So wie sie musste Unendlichkeit schmecken.

Seine Hände wanderten weiter nach unten, schoben ihr schwarzes Kleid empor und drückten sich auf ihre Beine. Ihre Haut war so weich, ihre Bewegungen so sanft und zart.

Sie wusste, was sie tat. Obwohl sie noch so jung, so unschuldig war, waren ihre Bewegungen geübt. Das alles löste ein solch groteskes Gefühl in Lucius' Innerem aus, dass er sich kaum noch bewegen konnte. Er hatte Angst. Angst vor dem Verlangen, das in ihm reifte.

»Das ist falsch, Andra«, murmelte er leise.

»Das ist es nicht.«

Sie gab sich ihm hin. Mit jeder Faser ihres Körpers gab sie sich ihm hin und sog seinen Samen in sich auf. Die fremde Welt in seiner Seele und die Unendlichkeit, die sie mit sich brachte. So musste Freiheit schmecken.

Eine wunderschöne Welt, die so viel mehr Glück bereithielt als jene, in der sie gefangen war.



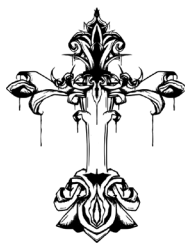


ERSTER TEIL

NOVEMBER 1889







Kapitel 1

Bilder und Blumen

Es waren drei Frauen. Sie standen vor einer dunklen, samtüberzogenen Wand und sie blickten in die Leere, in jene Unendlichkeit einer anderen Welt, die Lucius noch immer mit seinem ganzen Leib spüren konnte.

Sie alle trugen ähnliche Kleider. Lang wogten sie um ihre Beine und sie waren bedeckt von tausenden Blumen. Sie rankten sich an dem hellen Stoff nach oben und sie glitzerten in tausenden Farben. Die Frauen waren unter dem dünnen Stoff nackt und Lucius erkannte ihre blasse, weiche Haut und die dunklen Spitzen ihrer Brüste.

Es war kalt dort in diesem leeren Saal, doch es war nicht der Winter, der draußen vor den Fenstern hockte, sondern es war der Atem der Frauen. Es war die Luft, die aus ihren Lungen strömte und die Temperatur in diesen vier Wänden senkte.

Sie bewegten sich nicht, nur das regelmäßige Heben ihrer Brustkörbe, der Atem in ihren Lungen, bewies das Leben ihrer Herzen. Sie unterschieden sich nur leicht voneinander. Zwei kleinere Frauen an den Seiten derer, die in der Mitte stand. Ihren Blick gesenkt, die Haut ihrer Wangen bedeckt mit dunklen Blumen. Die Malereien auf dem Weiß ihrer Gesichter wirkten grausam echt. Als hätten Messer die Farbe in das Fleisch geritzt und es tief hinab gedrückt in ihre gebrochenen Seelen. So wirkten sie.

Eine jede einzelne von ihnen.

Gebrochen.

Sie standen in dunkler Eleganz nebeneinander. Ihre Körper ineinander verworren, ihre Kleider berührten einander und überall war die Dunkelheit in ihren Zügen. Sie wirkten wie Puppen. Nicht wie Frauen dieser menschlichen, dunklen Welt.

Lucius wollte etwas sagen, doch er konnte nicht. Erinnerungen schoben sich in seine Gedanken und bedeckten jeglichen Willen. Er sah diese Frauen nur an und sog ihren Anblick in sich auf.

Die Leinwand vor ihm war leer und weiß. Die Pinsel unbenutzt, die Farben frisch, und sie verströmten den Geruch eines künstlichen Todes. Vielmehr waren es die Frauen, deren Haut von Farbe geschmückt war. Und so fühlte es sich falsch an, sie zu zeichnen. Mit den Blumen auf ihren Wangen, ihren Augenlidern. Mit den grünen Blättern und den hellen Blüten in ihren Haaren. Mit ihren blassen Körpern und den Rissen in ihren schwarzen Seelen.

Lucius ließ sich ganz sacht auf dem hölzernen Hocker nieder. Er wollte kein Geräusch machen, als wäre die Schönheit dieser Frauen gefangen in einer anderen Welt, in die er blickte. Nur ein falscher Schritt und er würde zurück in die Realität fallen.

Der Schaft des Pinsels fühlte sich schrecklich kalt in seinen Fingern an, doch er ignorierte den Schmerz der Erinnerung und tunkte das Ende des Pinsels vorsichtig in die schwarze Farbe. Getränkt in Dunkelheit machte er den ersten Strich auf dem unendlichen Weiß.

Er zeichnete mit all der Leidenschaft, die sich in den letzten Jahren des Krieges angesammelt hatte. Er zeichnete mit der Liebe zu der Farbe und der Realität in seinen Erinnerungen.

Die Farbe war das Blut all der Gefallenen.

Und die Frauen ihre Seelen. Ihre Augen getrocknet von den vielen Tränen und sie waren der Gewissheit gewichen, nicht fliehen zu können aus den dunklen Ketten.

Während des Malens konnte Lucius die Frauen genauer betrachten und seine Augen verfangen sich in jedem Detail.

Die Linke von ihnen hatte so rotes Haar wie die Rosen auf ihrer weißen Haut. Sie waren geflochten, die langen, gelockten Strähnen; und in einem dicken Zopf flossen sie ihre nackte Schulter hinab. Ihr Kleid war das wohl hellste von den dreien, in den Stoff waren weiße Blumen gewebt, und Lucius vermochte nicht zu sagen, welcher Art sie zuzuordnen waren. Sie wirkten fremd, nicht aus dieser Welt, und vielleicht war es der Geschmack von ihren Blüten, der Lucius in diese

Ungewissheit zog. Der Blick der roten Braut war in weite Ferne gerichtet, Lucius erkannte das Grün ihrer Iris und vielleicht täuschte er sich, aber er sah auch etwas anderes. Wenige Sprenkel in dem Weiß ihrer Augen, nur schemenhaft, nur ein leichter Abdruck einer vergangenen Zeit.

Ihre Hände waren verschränkt, mit jener ganz rechts. Mit der jungen Frau, deren Haar kurz geschoren war. Ihr weißer Schädel war bedeckt mit silbernen Pflanzen. Mit Blättern und Blüten, die die hellen Strahlen der Sonne reflektierten und Lucius blendeten. Sie wirkte tot. So wie die Frauen an ihrer Seite. Gebrochen ihre Seele, gebrochen ihr schwarzer Blick.

Doch es war die Frau in der Mitte, die seine volle Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre Bewegungen, ihr scheuer Blick, der trotz all des Schmerzes mit dunklem Mut und heller Gewissheit getränkt war. Ihr goldbraunes Haar wirkte dunkel und die Strähnen waren mit weißen Blumen verflochten. Ihre Blüten versprühten einen Duft nach Honig und einer fremden Welt, nach einer Vergangenheit, an die sich Lucius so genau erinnerte. Es war ihr Blick. Ihre grünen Augen, so hell, die Pupille in ihnen geweitet und so schwarz wie die Erinnerung an sie. Ihre Haut war so weich und Lucius schmeckte ihren Geruch nach dem Schnee und nach der Unendlichkeit. Doch dort war nicht mehr die Dunkelheit, die einst an ihrer Seele gehaftet hatte. Jener Schein war verschwunden und mit ihr die dunkle Leidenschaft ihrer roten Lippen. Was einst natürlich war, in der kalten Winternacht dort oben auf dem Dach, war nun der Farbe gewichen. Ihr Mund, rot geschminkt, stellte er die Blüte einer der Blumen auf ihrer Haut dar. Wie Blut auf ihrem blassen Weiß.

Lucius' Augen verharrten auf jedem Detail ihres Gesichts. Die langen, schwarzen Wimpern, die schmalen Augenbrauen und die samtenen Sommersprossen, die ein anderer Künstler versucht hatte, zu verdecken. Aber er sah sie. Vielleicht auch nur, weil er sich an das Kind erinnerte, das sie einst gewesen war.

Das junge Mädchen hatte sich gewandelt und war zu einer Frau geworden. Ihre Brüste nicht länger wie die Knospen einer Blume im Frühling, sie waren dunkelrot, dunkle Kreise auf den Wölbungen. Er sah sie so genau und seine Hand zeichnete sie mit der Erinnerung an ihre Berührung. Dort oben auf dem Dach unter den Wolken. Küsse, die seine Lippen bedeckten.

Jene Lippen, die die seinen berührt hatten, waren nun so tot wie

ihre Erinnerung. Sie sah den jungen Mann, aber sie konnte seinen Blick nicht erwidern. Ihre grünen, so kristallklaren Augen waren auf ihn gerichtet, doch sie erkannten ihn nicht. Ihr Blick in ihnen war leer und tot, gerichtet in eine ferne Welt, die er nicht sehen konnte.

Er wollte sie berühren und konnte es nicht. Nur allein die Malerei auf der Leinwand brachte ihn so nah an sie heran. Vielleicht schmeckte sie so wie die Farbe, die die Luft tränkte. Vielleicht schmeckte sie wie der Traum, der ihn dort in der Ferne in den Schützengräben heimgesucht hatte.

Heimat. Sie schmeckte so. Als seine Welt noch nicht zerbrochen war, das Glas seines eigenen kristallinen Palastes noch nicht zersprungen, und als keine Scherben existiert hatten, die sich blutig in seine Seele fraßen und sie mit ihrem Gift verätzten.

Andra Rosendorn.

Er erinnerte sich an den Namen des jungen Mädchens, doch das war sie nicht länger. Die Freiheit war ihr geraubt worden und das Gefängnis, in dem man sie festhielt, war so gläsern, dass sie all die Leben an sich vorbeiziehen sah, die für sie bestimmt gewesen waren.

Lucius sog jede Sekunde in sich auf, in der er die stumme Schönheit zeichnete. Sie bewegte sich nicht ein einziges Mal, ihre Gliedmaßen eingefroren, ihre Augen geöffnet und sie blinzelten nicht. Vielleicht sah sie ihn wirklich nicht.

Lucius Goldblatt hatte Hermann Maskens Auftrag zugestimmt, weil er das Geld brauchte. Er hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, dass die Weltenbräute, um die sich so viele Geschichten rankten, sich so sehr von anderen Frauen unterschieden. Doch sie waren anders, anders als die Prostituierten in den edlen Freudenhäusern, anders als die Prostituierten in den dreckigen Straßen Berlins. Sie wirkten tot und ausgelaugt. Sie wirkten fremd.

Lucius war am Eingang des Anwesens nicht vom Hausherrn persönlich, sondern von einem seiner Diener in das Innere geleitet worden. Hier in diesem Raum hatte er das Arrangement der weiblichen Leiber bereits so vorgefunden.

»Sie dürfen mit den Weltenbräuten nicht sprechen, Herr«, waren die Worte des Dieners gewesen, und Lucius hatte ihnen Folge geleistet, weil die Augen des älteren Mannes ihn stechend und gnadenlos angeblickt hatten.

Doch je mehr Zeit verstrich, desto größer wurde der Mut in seinem

Inneren und die Lust danach, aufzubegehren. Noch hielt er sie unterdrückt, ein innerer Kampf, den er nur auf der Leinwand mit sich ausfocht.

Lucius benötigte einen ganzen Tag, um eine erste rohe Version von dem anzufertigen, das Hermann Masken später als Meisterwerk bezeichnen würde. Beenden würde er es nicht hier, nicht jetzt. Doch er wollte die Details auffangen, jedes einzelne; damit er es später – in den Erinnerungen an diesen Moment schwelgend – vollenden könne.

Die drei Frauen waren wunderschön und er wollte ihre Schönheit auf dieser Leinwand in nahezu gleißender Perfektion darstellen. Er wollte diesen Moment in sich einsaugen, wie es die hellen Fäden mit der Farbe taten. Er wollte dieses Gefühl nicht loslassen, nicht die Kälte in seinem Herzen und auch nicht diese Dunkelheit, die von den Lippen der drei Bräute glitt.

Bräute des Todes, als etwas anderes konnte er sie nicht bezeichnen. Verwoben mit diesem dunklen Anwesen, so weit entfernt von jedem städtischen Geräusch. Eingewebt in diese Natur, Teil von ihr, Teil von dem Chaos, das sich hier draußen in den Weiten ergoss.

»Herr Goldblatt?«

Lucius zuckte zusammen, so vertieft war er in das Arbeiten gewesen, dass er die Schritte nicht vernommen hatte. Es war der Diener, der ihn bereits durch das Anwesen geleitet hatte, und er befreite Lucius aus dem Sog, der von dieser Szenerie ausging.

Er malte noch immer, feine Linien auf dem Weiß. Er versuchte nur, die Wahrheit nachzuahmen, doch eine Kopie würde dem Original niemals gerecht werden.

Er versuchte es dennoch.

»Ja?« Das beklemmende Gefühl hielt ihn noch immer gefangen, doch er versuchte, es von sich abzuschütteln. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Dieses Gemälde war ein Auftrag, nicht mehr. Diese Frauen standen nur Modell, er kannte ihre Namen bis auf Andra Rosendorns nicht, weder ihre Vergangenheit noch ihre Zukunft.

»Mein Meister fragt, ob Sie noch viel Zeit benötigen.«

Mein Meister.

»Sie können ihm ausrichten, dass ich zwei der drei Frauen bereits vollendet habe.« Die Worte klangen falsch aus seinem Mund. »Ich muss nur noch eine einzige malen. Wenn Ihr Meister wünscht, werde ich es noch heute Abend fertig stellen und es ihm morgen bringen lassen.«

»Natürlich, Herr.« Der Diener verabschiedete sich mit einem Nicken, mit einem letzten prüfenden Blick auf die Frauen, fast als er wolle er ihnen sagen, dass sie sich an die Anweisungen halten mussten, auch nach all der langen Zeit in diesem Raum.

Lucius wandte sich wieder dem Gestell zu, blickte zu den Frauen wie der Diener zuvor und vertiefte sich erst in das Bild, als die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen war.

Es dauerte weitere Stunden, bis er fertig war. Bis der Tag die Nacht ablöste und die Sonne am Horizont verschwand. Der Mond war es nun, der die Frauen erleuchtete und der ihre blasse Haut glänzen ließ.

Sie hatten sich noch immer nicht bewegt. Nur das Auf und Ab ihrer Brustkörbe zeugte von dem Leben in ihren Leibern. Von der Seele, dort irgendwo unterhalb ihrer Herzen.

Lucius hielt erst inne, als er glaubte, wirklich jedes Detail eingefangen zu haben. Jeden Funken Schmerz in ihren Augen, jede Hoffnung ihrer blutenden Herzen.

Er zog den Pinsel vorsichtig zurück, sein Blick huschte von den Frauen zu seiner Malerei. Zu diesem Bildnis, das nur versuchte, die Wahrheit einzufangen. Er scheiterte kläglich daran, die dunkle Schönheit aller drei Frauen darzustellen.

Doch seine Finger schmerzten, und die Konzentration wurde von der Müdigkeit verbannt. Er wusste nicht, wie lange er schon vor dieser Leinwand hockte und versuchte, den Bräuten gerecht zu werden.

»Ich werde es hier beenden.«

Seine Stimme waberte durch den Raum, doch keine der drei Frauen regte sich. Sie standen noch immer da, wie bleiche Statuen in dem hellen Mondlicht. Nur allein ihr Atem zeugte von dem Leben.

Ganz vorsichtig erhob sich Lucius.

»Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.« Noch immer regte sich keine der Frauen. Sie standen wie Statuen und das erste Mal seit seiner Ankunft fragte sich Lucius, ob sie wirklich lebten.

»Sprechen Sie mit mir.« Es war sein Versuch. Nur ein einziger. »Wir sind allein. Sagen Sie mir Ihre Namen?« Es war die rechte Braut, die sich als erste regte. Sie setzte einen Schritt nach vorn und senkte ihren Kopf in seine Richtung.

Aber auch sie antwortete ihm nicht.

Er zwang sich zu einem Lächeln, nur ganz vorsichtig und schüttelte dann seinen Kopf. Es hatte keinen Zweck. Die Frauen waren nicht hier,

um mit ihm zu sprechen, sondern vielmehr, um Modell zu stehen für dieses besondere Bildnis.

Die Tür öffnete sich, als Lucius seine Malutensilien wieder in der Tasche verstaute, mit der er angereist war.

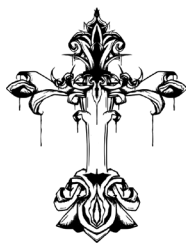
»Herr Goldblatt. Mein Herr bittet Sie darum, in den Salon zu ihm zu stoßen.«

Lucius sah zum Diener, dann zu den Frauen.

»Ich kümmere mich um Ihre Malutensilien. Sie sollten gehen, jetzt direkt.« Er hatte etwas an sich, das Lucius verstörte. Er wirkte unnatürlich, dieser Diener. Er wirkte grausam.

»Natürlich.« Noch ein letzter Blick zu den Frauen, ein letzter. Er sah sie an, dann wandte er sich ab.

Aber sie folgten ihm.



Kapitel 2

Transparentes Blut

Hermann Masken war ein Mann stattlicher Größe und athletischen Baus. Er hatte etwas an sich, das Lucius nicht zu definieren vermochte. Es haftete an seinen Bewegungen, an der Art und Weise wie sich seine Brust beim Atmen hob und senkte; als sei er eine Raubkatze, ein schwarzer Panther, verborgen in Dunkelheit und Nacht, grazil und grausam.

Hermann Masken, der jüngste der drei Masken-Geschwister, stand am Fenster, als Lucius in den Salon trat und sich umblickte. Die drei Frauen waren ihm gefolgt und mit weichen Schritten schoben sie sich an ihm vorbei und ließen sich auf den Armsesseln nieder, die in der Mitte des großzügigen Raumes standen.

»Herr Masken? Ich bin sehr erfreut, Bekanntschaft mit Ihnen zu machen.« Hermann Masken drehte sich in einer einzigen, eleganten Bewegung nach hinten, das Lächeln auf seinen dunkelroten Lippen wirkte wie eingemeißelt in das Blass seiner porzellanfarbenen Haut. Er trug einen schwarzen Anzug mit weiten Hosen und einer engen Weste, dazu halbhohle Lackschuhe und er hatte seine Haare streng nach hinten gelegt. Sein Auftreten wirkte förmlich und nahezu unpassend für diesen verregneten Montagabend. Als stünde ein Theaterbesuch bevor oder als würde er sich in einer der Berliner Gesellschaften mit anderen wichtigen Familienoberhäuptern treffen.

Er reichte Lucius seine Hand und lächelte noch immer. Selbst als er sprach, wich dieses Lächeln nicht von seinen Lippen.

»Die Freude ist ganz meinerseits.«

Es machte fast den Anschein, dass Hermann Masken Theater-
schminke nutzte. Seine Haut war unnatürlich weiß, sein voller Mund
in einem blutigen, dunklen Rotton und seine stechend blauen, kreis-
runden Augen schwarz umrandert. Er trug entgegen der Mode keinen
Schnurrbart, die Haut seiner Wangen war weich und nicht durchsetzt
von kurzen Stoppeln.

Wie alt er war, vermochte Lucius nicht zu sagen. Er wirkte älter als
Lucius, aber ob sie Jahre oder gar Jahrzehnte voneinander trennten,
konnte man durch die Schminke und den künstlichen Ausdruck nicht
erkennen.

Es war dieses Lachen, das ihn alterslos machte.

»Ich habe Sie hierhergebeten, Herr Goldblatt, weil ich mit Ihnen
über diese drei wunderbaren Damen sprechen möchte.« Er zeigte auf
die Frauen, die Lucius nur wenige Minuten zuvor gezeichnet hatte. Sie
hatten sich längst vereint mit diesem Raum. Ihre Augen nach draußen
gerichtet in den Garten des Anwesens und die Blicke in ihnen sprachen
von der Sehnsucht einer fremden Welt. Ihre bemalten Gesichter und
ihre mit Blumen verzierten Kleider passten perfekt in den hell tape-
zierten Raum. Die Wände bestanden aus weichem Stoff und in ihnen
waren kunstvoll metallene Fäden gespannt worden. Das Silber fand
sich auch in dem marmornen Boden wieder und verfiel sich selbst in
dem Blumengesteck, das prachtvoll und üppig den einzigen, kniehohen
Tisch bedeckte.

»Sie sind wahrhaft wundervolle Modelle«, erwiderte Lucius und
ließ sich auf Bitte des Hausherrn auf einem der Armsessel nieder. Er
saß direkt neben Andra Rosendorn und er spürte ihre Anwesenheit
mit jeder Pore seines elektrisierten Körpers.

»Möchten Sie etwas trinken? Ich kann Ihnen Kaffee anbieten, wir
haben erst vor wenigen Tagen eine Bestellung aus Arabien erhalten.
Die Bohnen schmecken ganz köstlich.« Auch Hermann Masken ließ
sich nieder, schlug das eine Bein über das andere und faltete andächtig
seine Hände auf dem Schoß. »Oder aber Sie trinken einen Tee. Mein
Küchenmädchen wird ganz wundervolle Sorten für Sie haben, Herr
Goldblatt. Soll ich Sie rufen?« Lucius schüttelte bestimmt seinen
Kopf; ohne den Blick von Hermann Masken abzuwenden, verneinte
er freundlich. Diese Situation bereitete ihm Unbehagen. Er schmeckte
die Stille und die Fremde in der Luft, sie nistete hier in diesem Salon

und sie fraß sich ganz genüsslich in seine Gedanken. Die drei Frauen hatten sich noch immer nicht bewegt und ihre Anwesenheit bereitete Lucius Schwierigkeiten.

Er sah sie aus den Augenwinkeln, aufmerksam und dennoch unauffällig sog er jede ihrer Bewegungen in sich auf.

Golden glänzte ihre Haut im Schein der Öllampen.

»Ich muss leider verneinen«, erwiderte er beschwichtigend, »denn meine Mutter erwartet mich in weniger als einer Stunde zurück. Aus diesem Grund kann ich leider nicht lange hier in Ihrem wunderbaren Anwesen verweilen.« Lucius' Lächeln wirkte unbeholfen. »Aber ein anderes Mal, Herr Masken. Wir werden einander bestimmt öfter sehen.«

»Natürlich, natürlich!« Sein Gegenüber hob die Stimme an und sie nahm einen befremdlichen Klang an. Es war fast, als imitierte er einen Opernsänger, als spiele er eine fremde Rolle in Perfektion, sodass selbst er nicht mehr unterscheiden konnte, was Lüge und was Realität war.

»Beantworten Sie mir nur eine Frage, Herr Goldblatt.« Zum Ende des Satzes hin senkte er seine Stimme und drückte sein Kinn nach unten auf die Brust. Der Blick seiner blauen Augen war durchsetzt mit etwas Teuflischem, mit diesem Hauch einer lichterloh brennenden Hölle, vor dem selbst der Papst warnte. »Glauben Sie an Gott, Herr Goldblatt? Glauben Sie an unseren Herrgott? An unseren Vater im Himmel, der stets und ständig sein Auge über uns hält?« Lucius hatte mit vielen Fragen gerechnet, doch nicht mit dieser. Er sank nach hinten und der weiche Stoff umfing in mit dem Geruch nach heller Vanille und seichtem Lavendel.

Andra zu seiner Rechten wandte seinen Kopf ganz leicht in seine Richtung und das Grün ihrer Augen verfang sich in seinem Herzen.

Er erinnerte sich an den Geschmack ihrer Lippen.

»Natürlich glaube ich an den Herrgott. Ich verehere ihn mit jeder Faser meines Körpers. Er ist schließlich alles im Leben, nicht? Er ist Vater und Sohn, er blickt wohl jetzt gerade in diesem Moment auf uns herab und hört unsere Worte -«

Hermann Masken unterbrach Lucius, indem er sich schnell und behände erhob und seinen Arm nach seinem Gast ausstreckte.

»Es war mir eine Ehre«, trällerte er in einer fremden Melodie und lächelte noch immer. »Ich kann Sie leider nicht zur Tür begleiten, Herr Goldblatt, aber diese drei wundervollen Damen werden Sie hinausführen.« Der Druck seiner Hände war so kalt. »Ich bedanke mich für

Ihre Arbeit und werde morgen einen Jungen zu Ihnen schicken, um das Bild abzuholen. Ich freue mich auf ein baldiges Wiedersehen!« Er lachte. »Und, Herr Goldblatt, bitte grüßen Sie Ihre Mutter von mir! Karolina Goldblatt ist eine herrliche Frau!«

Er wartete keine Antwort ab, er drehte sich bereits von Lucius weg, durchquerte den Raum mit nur wenigen Schritten und stieß die gläserne Tür auf, die hinaus in den Garten führte. Ohne sich ein weiteres Mal umzudrehen, verschwand er in den Weiten der Wälder und der Blumen, die sich trotz des kalten Wetters künstlich in die Luft streckten und sich nach dem Mondlicht verzehrten.

Lucius blickte ihm stillschweigend hinterher, bevor seine Augen abgelenkt wurden von den sanften Bewegungen der Frauen.

Jene mit dem roten Haar, streckte ihre Hand nach ihm aus und stieß ihn sanft in die Richtung des Ausgangs. Die jüngste von ihnen, zumindest glaubte Lucius das junge Alter in ihren naiven, braunen Augen zu erkennen, hatte die Tür geöffnet und folgte ihm hinaus in den breiten Flur des Anwesens.

Stillschweigend durchquerten sie das Haus. All die breiten, weißen Türen waren geschlossen und so konnte Lucius nicht erahnen, was sich in den großzügigen Räumlichkeiten verbarg. Auch fragte er die Frauen nicht.

Vielleicht wollten sie nicht mit ihm sprechen, oder aber sie konnten es nicht.

Es rankten sich allerlei Gerüchte um die Familie Masken und ihre Vorlieben. Lucius konnte sich ausmalen, welche Rollen all die Frauen, darunter Andra, eingenommen hatten und welche sie spielen mussten für den theatervernarrten Hermann Masken.

Im Eingangsbereich des maskischen Anwesens, erwartete sie bereits der Diener und mit einem bestimmten, nicht allzu freundlichen Nicken wies er Lucius darauf hin, dass seine diversen Malutensilien bereits in der Kutsche untergebracht seien.

Lucius bedankte sich mit einem höflichen Lächeln und beobachtete aufmerksam, wie die jüngste der drei Frauen die schwere Eisentür aufstieß und sie festhielt. Der Winter zerrte draußen an der kargen Landschaft.

Noch ein letztes Mal wandte sich Lucius im Gehen zu Andra Rosendorn um. Einzig und allein, weil er sie all die Jahre nicht gesehen hatte und sich noch immer nach ihr verzehrte. Ihr Blick war jener wie vor

sechs Jahren, nur wirkte er durchbrochen von hellem Silber. Als hätte sich all die Zeit in ihrer Seele verewigt und sie hinabgerissen in einen unendlichen Strudel aus Schmerz.

Sie erwiderte seinen Blick stillschweigend und durch ihre Augen sickerte so viel Angst. Wie die Rosen auf ihrer blassen Haut, wirkte selbst der Blick nicht echt, schien fast künstlich und durchsetzt mit etwas Fremdartigen.

Sie sah ihn an, den Fremden, der keiner war, und in einem Schwall aus Erinnerung und loderndem Feuer, trat sie näher an ihn heran. Nur einen einzigen, unauffälligen Schritt, den der Diener als solchen nicht erkannte.

Lucius so nah, schmeckte sie den Geruch, der von ihm ausging. Es schien, als hätte sich nichts verändert. Noch immer schmeckte er nach Winter und nach der Dunkelheit seiner Seele. Nach der fremden Welt, die er trug und die er ihr geschenkt hatte.

»Hol mich hier raus.«

Nur vier leise Worte. Nur ein Murmeln in der Dunkelheit, in den wenigen flammenden Kerzen und in dem Winterabend, der sich über sie alle ausbreitete und sie unter seinem Schnee begrub.

»Hol mich hier raus.«

Das höfliche Lächeln auf seinen Lippen bröckelte, sein Blick sprang zurück zu ihr, zu den anderen Frauen, als er sich von ihr abwandte und in der Dunkelheit verschwand.

Sie blickte ihm hinterher und das Letzte, was sie hörte, war das Getrappel der Pferdehufe.

Die Kutsche verschwand in den Weiten fremder Gedanken.